

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr. 38.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, bis



1840.

Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-erpeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Russische Liebe.

(Aus den Denkwürdigkeiten eines französischen Fechtmeysters, von Alex. Dumas.)

(Beschluß.)

Am nächsten Tage erhielt ich ein drittes Briefchen. Der Ton desselben war so ganz von dem der beiden andern verschieden, daß er mir auffiel. Es sprach sich von der ersten bis zu der letzten Zeile eine Melancholie darin aus, welche nicht, wie ich erwartet hatte, dem Unwillen eines Kindes gleich, dem man ein Spielzeug verweigert, sondern der Entmuthigung eines Mannes, der seine letzte Hoffnung verliert. Er sei entschlossen, sagte er, wenn ich ihm auch auf diesen Brief keine Antwort gebe, den Kaiser um Urlaub zu bitten und auf vier Monate mit seiner Mutter und seinen Schwestern nach Moskau zu gehen. Ich antwortete nicht. Nach sechs Wochen erhielt ich einen Brief aus Moskau, der die Worte enthielt:

„Ich stehe im Begriff, eine unsinnige Verbindung einzugehen, die nicht nur mich mir selbst entzieht und nicht bloß meine Zukunft, sondern selbst mein Leben gefährdet. Schreiben Sie mir, daß Sie mich vielleicht später lieben könnten, damit ein Hoffnungsstrahl mich an das Leben knüpfe und ich frei bleibe.“

Ich glaubte, dieser Brief sei bloß geschrieben, um mich zu erschrecken und ließ ihn deshalb wie die vorhergehenden ohne Antwort.

Nach vier Monaten empfing ich einen neuen, des Inhalts:

„Ich bin eben angekommen und mein erster Gedanke waren Sie. Ich liebe Sie noch ebenso, vielleicht mehr noch als in dem Augenblicke, als ich abreisete. Jetzt können Sie mir zwar nicht mehr das Leben retten, aber doch bewirken, daß ich es noch liebe.“

Diese lange Ausdauer, das Geheimnißvolle in den beiden letzten Briefen, der traurige Ton, der aus denselben sprach, bestimmten mich, jetzt zu antworten, nicht mit einem Briefe, wie der Graf ihn vielleicht wünschte, aber doch mit einigen tröstenden Zeilen. Indes schloß ich mit den Worten, daß ich ihn nicht liebe und niemals lieben könne.

„Das kommt Ihnen sonderbar vor,“ unterbrach sich Louise, „und ich sehe, daß Sie lächeln; eine so starre Tugend halten Sie bei einem armen Mädchen für lächerlich. Beruhigen Sie sich, es war nicht bloß Tugend, auch die Erziehung hatte einen Theil daran. Meine arme Mutter, die Wittwe eines Offiziers, ohne Vermögen, hatte uns, Rosa und mich, so erzogen. Als ich sechszehn Jahre alt war, starb sie und mit ihr hörte die kleine Pension auf, von welcher wir gelebt hatten. Meine Schwester lernte Blumen machen, ich ging zu einer Puzmacherin. Meine Schwester liebte Ihren Freund und ich machte ihr kein Verbrechen daraus, als sie ihm mehr als ihr Herz gab. Ich aber hatte den noch nicht gefunden, den ich lieben sollte und

war, wie Sie sehen, schuldlos geblieben, ohne großes Verdienst dabei zu haben.

Unterdeß kam das Neujahr heran. Bei den Rufen ist dies, was Sie noch nicht wissen, aber bald erfahren werden, ein großes Fest. An diesem Tage werden der große Herr und der Muschik, die Prinzessin und die Putzmacherin, der General und der Soldat Verwandte. Der Kaiser empfängt sein Volk, fünfundzwanzig tausend Billets werden, so zu sagen, auf die Straßen der Hauptstadt geworfen. Um neun Uhr Abends öffnet sich der Winterpalast und die fünfundzwanzigtausend Eingeladenen füllen die Säle der kaiserlichen Wohnung, die sich das ganze übrige Jahr hindurch nur für den Adel aufthut. Die Männer kommen im Domino oder venetianischer Tracht, die Frauen in ihrem gewöhnlichen Anzuge.

Madame Kavier hatte uns Billets gegeben und wir wollten mit einander in den Palast gehen. Die Sache ließ sich um so leichter thun, als, merkwürdigerweise trotz der so zahlreichen Versammlung durchaus nichts Ungehöriges, kein Diebstahl vorkommt, ohne daß man irgendwo einen Soldaten sähe. Die Ehrfurcht, die man vor dem Kaiser hegt, schützt Alle und das züchtigste Mädchen ist da eben so sicher wie in dem Schlafzimmer ihrer Mutter.

Wir befanden uns seit etwa einer Viertelstunde dort und in solchem Gedränge in dem weißen Saale, daß wir glaubten, derselbe könne unmöglich auch nur eine Person mehr fassen, als mit einemale das Orchester in allen Sälen das Signal zu der Polonaise gab. Zugleich hörte man den Ruf: „der Kaiser! der Kaiser!“ Se. Majestät erschien an der Thüre und führte den Tanz mit der Gemahlin des englischen Gesandten an. Der ganze Hof folgte. Alles drängte sich, die Menschenfluth theilte sich, es wurde ein zehn Fuß breiter Raum frei und hier erschien die Menge der Tanzenden gleich einem Strome von Diamanten, Federn, Sammet und Wohlgerüchen. Hinter dem Zuge begann das Drängen, Stoßen und Treiben von neuem. Ich war von meinen Freundinnen getrennt worden, suchte sie vergebens, sah sie einen Augenblick, wie sie gleich mir von der Menge fortgerissen wurden, verlor sie sogleich wieder aus den Augen und bemühte mich von neuem vergebens, zu ihnen zu gelangen. Ich konnte durch die Menschenmauer nicht hindurchdringen, die mich von ihnen trennte und befand mich nun allein unter fünfundzwanzigtausend Personen.

In diesem Augenblicke, als ich eben in Verzweif-

lung die Hilfe des ersten besten Mannes ansprechen wollte, kam eine Domino auf mich zu und ich erkannte Alexis.

„Wie, allein hier?“ fragte er.

— „Ach, Sie sind es, Graf,“ entgegnete ich, indem ich seinen Arm ergriff, so erschrocken war ich über mein Alleinsein in der Menschenmenge. „Ich bitte Sie, bringen Sie mich fort von hier und schaffen Sie mir einen Wagen, damit ich nach Hause zurückkehren kann.“

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite und ich will dankbar gegen den Zufall sein, der mehr für mich gethan hat als alle meine Bitten.“

„Nein, ich danke Ihnen, ein Miethwagen. . .“

— „Ein Miethwagen ist in diesem Augenblicke, da Alle noch ankommen und Niemand sich noch entfernt, unmöglich zu erhalten. Bleiben Sie lieber noch eine Stunde hier.“

„Nein, ich will fort.“

— „So nehmen Sie meinen Schlitten an; ich will Sie durch meine Leute nach Hause bringen lassen und da Sie mich nicht sehen wollen, so werde ich es vermeiden, Ihnen vor die Augen zu kommen.“

„Ich möchte lieber. . .“

— „Es bleibt Ihnen durchaus nichts anderes übrig, als hier zu bleiben, oder meinen Schlitten anzunehmen, denn ich kann nicht glauben, daß Sie allein bei der entsetzlichen Kälte gehen wollen.“

„So bringen Sie mich zu Ihrem Schlitten, Herr Graf.“

Alexis gehorchte sogleich. Es waren aber so viele Menschen da, daß wir über eine Stunde brauchten, ehe wir an die Thüre gelangten, welche auf den Admiraltätsplatz führt. Der Graf rief seine Leute und einen Augenblick darauf hielt ein eleganter Schlitten, der nichts anderes war als der luftdicht geschlossene Kasten eines Stadtwagens, an der Thüre. Ich stieg sogleich ein und nannte die Wohnung der Madame Kavier; der Graf nahm meine Hand und küßte sie, dann schloß er den Schlag, setzte einige Worte in russischer Sprache zu meiner Empfehlung hinzu und fort ging es mit Blitzgeschwindigkeit.

Nach einem Augenblicke schienen die Pferde ihren schnellen Lauf noch zu beflügeln und es war mir, als wären die Anstrengungen des Kutschers, der sie anhalten wolle, vergeblich; ich wollte schreien, aber mein Rufen verlor sich in dem Geschrei des Kutschers. Ich wollte den Schlag öffnen, aber hinter dem Glase befand sich eine Art Jalousie, deren Feder ich nicht finden konnte.

Nach vergeblichen Bemühungen sank ich erschöpft in dem Wagen zurück, mit der Ueberzeugung, die Pferde gingen durch und der Wagen werde an der Ecke irgend einer Straße zertrümmert werden.

Nach einer Viertelstunde standen sie jedoch, der Kutschenschlag wurde geöffnet und ich war so in Angst, daß ich aus dem Wagen herausprang; aber meine Füße versagten mir nach der so erlittenen schrecklichen Besorgniß den Dienst und ich fürchtete, ich würde in Ohnmacht sinken. In diesem Augenblicke verhüllte man mir den Kopf mit einem großen Cashemirshawl und ich fühlte, daß ich auf einen Divan gelegt wurde. Da strengte ich mich an, mich von der Umhüllung freizumachen und ich sah, daß ich mich in einem Zimmer befand, das ich nicht kannte. Der Graf Alexis kniete vor mir.

— „Ach!“ rief ich, „Sie haben mich hintergangen; es ist gräßlich, Herr Graf.“

„Vergeben Sie mir,“ sagte er; „würde ich jemals eine ähnliche Gelegenheit gefunden haben, wenn ich die gegenwärtige unbenutzt vorübergehen ließ? Wenigstens einmal in meinem Leben will ich Ihnen sagen können.“

— „Sie werden mir kein Wort sagen, Herr Graf,“ entgegnete ich aufstehend, „aber augenblicklich befehlen, daß man mich nach Hause bringe; ich muß Sie sonst für einen unredlichen Mann halten.“

„Im Namen des Himmels, nur eine Stunde lang erlauben Sie, daß ich mit Ihnen spreche, Sie sehe! Ich habe so lange diese Freude nicht gehabt.“

— „Nicht eine Minute, nicht ein Secunde. Denn in dem jetzigen Augenblicke, verstehen Sie, in dem jetzigen Augenblicke werden Sie mich fortgehen lassen.“

„So vermögen weder meine Achtung, noch meine Liebe, noch meine Bitten.“

— „Nichts, Herr Graf, nichts.“

„Nun,“ sagte er, „so hören Sie. Ich sehe, daß Sie mich nicht lieben, daß Sie mich nie lieben werden. Ihr Brief hatte mir einige Hoffnung gegeben, Ihr Brief hatte mich getäuscht; Sie verurtheilen mich, ich nehme den Urtheilspruch an. Ich verlange nur fünf Minuten; wünschen Sie dann noch sich zu entfernen, so werde ich Sie nicht hindern.“

— „Sie schwören, daß ich in fünf Minuten frei sein werde?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

— „So sprechen Sie.“

„Ich bin reich, Louise, ich bin adelig und habe eine Mutter, die mich anbetet, zwei Schwestern, die mich lie-

ben. Von meiner frühesten Kindheit an war ich von Dienern umringt, die auf den geringsten Wink sich beeilten, mir zu gehorchen und doch hat mich bei allem dem die Krankheit der meisten meiner Landsleute befallen: ich bin mit zwanzig Jahren alt, weil ich zu früh Mann wurde. Ich bin aller Dinge überdrüssig und werde von entsetzlicher Langeweile gequält.

„Diese Krankheit war der böse Geist, der mich mein ganzes Leben hindurch verfolgte. Weder Bälle, noch Träume, noch Feste, noch Vergnügungen vermochten den schwarzen Schleier zu entfernen, der zwischen mir und der Welt liegt. Vielleicht hätte der Krieg mit seiner Aufregung, seinen Gefahren, seinen Strapazen einiges über meinen Geist vermocht, aber ganz Europa schlummert in tiefem Frieden und es ist kein Napoleon mehr da, der alles über den Haufen stürze.

„Ich war aller Dinge überdrüssig und wollte versuchen, durch Reisen mich zu zerstreuen, als ich Sie sah. Was ich damals für Sie empfand, war, ich muß es gestehen, nichts weiter als ein augenblicklicher Einfall; ich schrieb Ihnen, weil ich glaubte, ich brauche nur zu schreiben, um meine Wünsche erhört zu sehen. Gegen meine Erwartung antworteten Sie nicht; ich ließ mich nicht abschrecken, denn Ihr Widerstand reizte mich; ich hatte geglaubt, nichts Wahres für Sie zu empfinden und bemerkte nun, daß sich tiefe und wahre Liebe in meinem Herzen gebildet hatte. Ich versuchte es nicht, sie zu bekämpfen, denn jeder Kampf mit mir selbst ist mir zuwider. Ich schrieb Ihnen, daß ich abreise und ich reisete.“

„In Moskau fand ich ehemalige Freunde wieder. Sie sahen mich düster, unruhig, gelangweilt und erzeugten meiner Seele mehr Ehre als sie verdiente. Sie hielten mein langes Sinnen und Träumen für philanthropisches Grübeln; sie studirten lange meine Worte und mein Schweigen und als sie endlich zu bemerken glaubten, daß meine Traurigkeit irgend einen Grund habe, meinten sie, dieser Grund sei das Streben nach etwas Neuem und forderten mich auf, in eine Verschwörung gegen den Kaiser einzutreten.“

— „Großer Gott!“ rief ich erschrocken; „Sie wiesen dies doch hoffentlich zurück?“

„Ich schrieb Ihnen; mein Entschluß war von diesem letzten Versuche abhängig; liebten Sie mich, so gehörte mein Leben nicht mehr mir allein, sondern auch Ihnen an und ich hatte nicht mehr das Recht, darüber zu verfügen. Wenn Sie mir nicht antworteten, oder mit andern Worten, wenn Sie mich nicht liebten, war es

mir ganz gleichgiltig, was mir geschah. Eine Verschwörung war eine Unterhaltung. Zwar erwartete uns das Schaffot, wenn wir entdeckt würden; da ich aber bereits mehr als einmal an Selbstmord gedacht hatte, so glaubte ich, es sei auch etwas, wenn man sich nicht die Mühe zu geben brauche, sich selbst umzubringen."

— „Mein Gott, ist es möglich, daß Sie wirklich so denken können, wie Sie da sprechen?“

„Ich sage Ihnen die Wahrheit, Louise, und hier haben Sie den Beweis davon. Sehen Sie,“ sagte er, indem er aufstand und aus einem Kästchen ein versiegeltes Packet nahm; „nicht konnte ich vermuthen, daß ich Sie heute sehen würde; ich hoffe es selbst nicht mehr, Sie noch einmal zu sehen. Lesen Sie dieses Papier.“

— „Ihr Testament!“

„Mein Testament, das ich in Moskau an dem Tage machte, an welchem ich in die Verschwörung eintrat.“

— „Großer Gott! Sie vermachen mir eine Rente von dreißigtausend Rubeln?“

„Ich wünschte, da Sie mich nicht geliebt, so lange ich lebte, Sie möchten wenigstens meiner gedenken nach meinem Tode.“

— „Jetzt aber haben Sie der Verschwörung, dem Tode, dem Selbstmorde, allem entsagt?“

„Louise, Sie dürfen sich entfernen; die fünf Minuten sind abgelaufen; da Sie aber meine letzte Hoffnung, das einzige Gut sind, das mich an das Leben fettet; da Sie niemals hierher zurückkommen werden, wann Sie sich einmal entfernt haben, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, mein Grafenwort, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jage, sobald Sie die Thüre meines Hauses hinter sich haben.“

— „Sie sind wahnsinnig!“

„Nein, aber ich langweile mich.“

— „Sie thun nicht, was Sie da sagen.“

„Versuchen Sie es.“

— „Herr Graf, in des Himmels Namen...!“

„Hören Sie, Louise, ich habe gekämpft bis zum letzten Augenblicke. Gestern war ich entschlossen, der Sache ein Ende zu machen; heute, als ich Sie wieder sah, nahm ich mir vor, noch einen letzten Versuch zu wagen, um vielleicht die Partie zu gewinnen. Ich setzte mein Leben ein gegen das Glück; ich verlor und werde bezahlen.“

Hätte mir Alexis alles dies in Fieberhige gesagt, so würde ich ihm nicht geglaubt haben; aber er sprach in seinem gewöhnlichen Tone, in seiner gewöhn-

lichen Ruhe; der Klang seiner Stimme war eher heiter als traurig, kurz man fühlte, daß er die Wahrheit gesprochen hatte und ich konnte mich nun unmöglich entfernen. Ich sah den schönen jungen Mann an, den ich glücklich machen konnte, sobald ich es wollte. Ich dachte an seine Mutter, die ihn so sehr zu lieben schien, an seine beiden Schwestern mit den heitern Gesichtern; ich sah auch ihn blutig und entstellt vor mir, und die Seinigen weinend, mit aufgelösetem Haar, und ich fragte mich, welches Recht ich habe, die nichts war, alle diese großen Hoffnungen zu zertrümmern. Dann fing auch, ich muß es wohl gestehen, eine so lange Ausdauer an, ihre Früchte zu tragen. Auch ich hatte in der Stille meiner Nächte und in der Einsamkeit meines Herzens bisweilen an diesen Mann gedacht, der immer an mich dachte. In dem Augenblicke, wo ich mich auf ewig von ihm trennen sollte, laß ich deutlicher in meinem Herzen. Ich bemerkte und erkannte, daß ich ihn liebte und ... ich blieb.“

Alexis hatte mir die Wahrheit gesagt. Es fehlte seinem Leben nichts als die Liebe. Seit den zwei Jahren, in denen er mich liebt, ist er heiter und glücklich, oder scheint es doch zu sein. Er ist aus jener schrecklichen Verschwörung zurückgetreten, in welche er nur aus Lebensüberdruß eintrat. Da meine Stellung in dem Hause der Mad. Xavier unsern Zusammenkünften oft hinderlich war, so mietete er mir, ohne mir etwas zu sagen, dieses Magazin. Seit achtzehn Monaten führe ich ein anderes Leben unter wissenschaftlichen Beschäftigungen, die meiner Jugend gebracht und die er bei jeder Dame, die er liebt, fordern wird, wenn er mich nicht mehr liebt. Daher schreibt sich die Veränderung, die Sie an mir bemerkt haben und die zu meiner Lage nicht zu passen scheint. Sie sehen auch ein, daß ich wohl daran that, Sie zurückzuhalten, daß nur eine Kofette anders handeln konnte und daß ich Sie nicht lieben kann, weil ich ihn liebe.“

„Ja, und ich sehe auch ein, durch welchen Schutz Sie mein Besuch durchzuführen hoffen.“

— Ich habe bereits mit ihm von Ihnen gesprochen.“

„Ihm mag ich nichts verdanken.“

— „Sie sind ein Narr.“

„Bohl möglich, aber ich bin nun einmal so.“

— „Wollen Sie, daß wir uns veruneinigen und einander nie wieder sehen?“

„Das wäre grausam gegen mich gehandelt, da ich nur Sie hier kenne.“

— „Nun so sehen Sie in mir eine Schwester und lassen Sie mich handeln.“

„Sie wünschen es?“

— „Ich verlange es.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und der Graf Alexis von Waninkow trat ein.

Der Graf war ein schöner junger Mann von fünf oder sechsundzwanzig Jahren, blond und schlank, halb Tatar, halb Türke und, wie wir bereits erwähnt haben, Lieutenant in der kaiserlichen Garde zu Pferde. Dieses bevorzugte Corps hatte lange unter dem directen Commando des Czarewitsch Constantin, Bruders des Kaisers Alexander, und gegenwärtigen Vicekönigs von Polen, gestanden. Nach der Gewohnheit der Russen, welche die Uniform nie ablegen, erschien auch Alexis in der seinigen. Er trug auf der Brust drei Orden. Als Louise ihn erblickte, stand sie lächelnd auf und rief ihm zu:

„Willkommen, Herr Graf; wir sprachen eben von Ihnen. Ich stelle Ihnen den Landsmann vor, von dem ich schon mit Ihnen gesprochen habe und für welchen ich Ihren mächtigen Schutz in Anspruch nehme.“

Ich verneigte mich, der Graf entgegnete mit einem anmuthigen Grusse und antwortete dann, indem er Louisen die Hand küßte:

„Ach, liebe Louise, mein Schutz vermag nicht viel, aber ich kann dem Herrn mit gutem Rathe beistehen. Meine Reisen lehrten mich die gute und die schlechte Seite meiner Landsleute kennen und ich werde den Herrn gern auf alles aufmerksam machen. Uebrigens bringe ich ihm sogleich zwei Schüler, meinen Bruder und mich selbst.“

— „Das ist etwas, aber nicht genug; haben Sie nicht von einer Stelle als Fechtmeister eines Regimentes gesprochen?“

— „Allerdings, aber ich habe mich erkundiget; es giebt bereits zwei Fechtmeister in Petersburg, einen Franzosen und einen Russen. Ihr Landsmann ist ein gewisser Balville; über seine Verdienste erlaube ich mir kein Urtheil; er gefiel dem Kaiser, der ihn zum Major ernannte und ihm mehrere Orden gab; er ist Fechtmeister bei der ganzen Garde. Mein Landsmann ist ein ganz ausgezeichnete Mensch und hat nur den einen Fehler, in unsern Augen, daß er ein Russe ist. Der Kaiser aber denkt nicht so; er machte ihn zum Obersten und gab ihm den Wladimir-Orden dritter Classe. Schwerlich werden Sie sich beide gleich im Anfange zu Feinden machen wollen.“

„Gewiß nicht.“

— „Nun so kündigen Sie eine „Fechtacademie“ an, geben Sie einen Assaut und zeigen Sie, was Sie leisten. Sind Sie so bekannt geworden, so gebe ich Ihnen eine Empfehlung an den Großfürsten Constantin und ich hoffe, daß er darauf Ihr Gesuch an den Kaiser bevorzugen wird.“

„Es geht ja prächtig,“ sagte Louise hocherfreuet über das Wohlwollen des Grafen gegen mich; „Sie sehen, daß ich nicht gelogen habe.“

— „Nein und der Herr Graf ist der gefälligste Gönner, wie Sie die vortrefflichste der Frauen sind. Um ihm zu beweisen, welchen Werth ich auf seinen Rath lege, werde ich noch diesen Abend mein Programm entwerfen. — Aber, Herr Graf, nun fehlt mir noch eine Nachweisung. Ich gebe diesen Assaut nicht, um Geld zu verdienen, sondern um mich bekannt zu machen. Darf ich Einladungen ausgeben, wie zu einer Soirée, oder muß ich bezahlen lassen, wie bei einem Schauspiele?“

„Lassen Sie bezahlen, es würde sich sonst Niemand einfinden. Sehen Sie das Billet zu zehn Rubel an und schicken Sie mir hundert Billets; ich nehme es über mich, dieselben unterzubringen.“

Am andern Tage wurde meine Ankündigung veröffentlicht und acht Tage darauf hatte ich den Assaut gegeben, dem die beiden Fechtmeister nicht, wohl aber viele polnische, russische und französische Herren beiwohnten.

Die vornehmen jungen Herren drängten sich herbei, Unterricht von mir zu erhalten.

Miscellen.

(Die malerischsten Häuser in der Welt) sind die in Sevilla. Man gelangt durch einen Thorweg oder zagnan in einen Hof, um den herum Marmorsäulen stehen und diese findet man nicht bloß in den vorzüglichsten, sondern selbst in gewöhnlichen Wohnungen. Die Bogen zwischen den Säulen tragen Galerien oder Zimmer oben. Meist wird im Sommer das Parterre und im Winter das obere Stockwerk bewohnt; in der ersten Jahreszeit wird eine Decke über den ganzen Hof ausgespannt während der Tageshitze und in der Nacht weggenommen, zu welcher Zeit die Familie Besuche empfängt unter den Galerien oder in den Höfen, während Blumen um einen Springbrunnen stehen, der meist in der Mitte spielt. Die Höfe sind nicht selten ganz mit Marmor belegt. Die Lampen, welche soms

metrisch an den Wänden umher hängen, das Rauschen des Wassers, der Duft der Blumen, die grünen Zweige, die überall aus großen irdenen Töpfen hervorwachsen, geben dem Ganzen ein romanhaftes Aussehen, das in Verbindung mit dem gebrochenen Lichte, der unregelmäßigen Bauart und den weißen jonischen Marmorsäulen dem Maler oder Zeichner in jedem Hause eine Menge Gegenstände bietet. An den Wänden befinden sich Spiegel, welche alles umher reflectiren, und Gemälde, unter denen es sonst seltene Kunstwerke gab. Das Gold der Fremden und der Mangel an Geschmack bei den Bewohnern sind jedoch Veranlassung gewesen, daß man jetzt statt der Gemälde meist Lithographien sieht. Es ist berechnet worden, daß es in Sevilla achtzigtausend Marmorsäulen gebe, sie müssen aber in noch weit größerer Anzahl vorhanden sein, denn viele sind in den Mauern verborgen, oder mit Gips überdeckt und im Durchschnitte enthält jedes Haus wenigstens sechs.

(Der Verfall des Adels in Italien und besonders in Rom.) Alle Reisende stimmen in der Schilderung des Verfalls des italienischen Adels überein; so schreibt ein Franzose: In Venedig sah ich den letzten der Strozzi, der als Parlerin von Provinz zu Provinz zog. In Neapel kannte ich einen Pamphli, der in San Martino die Rollen Polichinelles spielte. Bei einer tombola in Rom zeigte man mir eine marchesa, die Glasglöckchen von einem Kronleuchter als Ohrenlocken trug. In Rom könnte man mit vollem Rechte sagen: arm wie ein Fürst. Die meisten haben keine Diensthoten; eine alte Gräfin hatte eine besondere Art erdacht, der Welt glaublich zu machen, sie hatte noch einen Bedienten. Sie hatte in einem Vorsaale eine alte Livrée aufgehängt und sobald Jemand zu ihr kam, rief sie laut: Battista! Battista aber war stets — ausgegangen.

(Farbige Leute in London.) Man sieht ziemlich viele Farbige in London und Viele in den besten Verhältnissen. So schreibt ein Reisender: zuerst sah ich eine Mulattin Arm in Arm mit einem Herrn in Hyde Park; dann einen Afrikaner in einem Omnibus unter Herren und Damen; eine elegant gekleidete schöne junge Dame neben einer eben so geschmückten Schwarzen vertraulich in einem der glänzendsten Wagen mit Livreebedienten, ferner einen Schwarzen mit einer elegant gekleideten weißen Dame und gleich hinter ihnen einen Schwarzen und einen Weißen, beide sehr anständig gekleidet, auf der Straße gehen. Ich folgte ihnen eine Strecke weit und an der Ecke einer andern Straße reichte die Dame freundschaftlich die Hand zwei schwarzen Herren, von denen Einer sich an den Arm des Weißen hing. Alles dies machte durchaus kein Aufsehen und das war es, was dem Reisenden, einem Amerikaner, besonders auffiel.

(Die beiden Schilder.) In Paris erschienen vor kurzem zwei Männer, ein Coiffeur und ein Perruquier vor dem Friedensrichter. Der Perruquier beklagte sich über seinen Nachbar, den Coiffeur, daß er ihm die Kunden abwendig mache und

sein Schild verhöhnt und verspottet habe. Der Perruquier hatte sich schon vor längerer Zeit ein schönes Schild malen lassen, auf dem man Absolon sieht, wie er am Haar an einem Baumaste hängt. Unter diesem Bilde liest man die schönen Verse:

Hier sieht man, schwebend in großer Gefahr,
Absolon hängen an seinem Haar.
Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen eine Perrücke.

Der junge Coiffeur nun, klagte der Perruquier, habe ihn an diesem seinem Schilde verwundet, er habe sich nämlich auch eines malen lassen, auf dem man einen Mann im Wasser sehe, der dem Ertrinken nahe sei. Ein menschenfreundlicher Mann bemühe sich den Unglücklichen zu retten und habe denselben bereits am Haare gefaßt; aber der Mann im Wasser trage eine Perrücke, der Retter behalte diese in der Hand und der Unglückliche versinke in der Fluth. Darunter lese man denn

„Er wäre entgangen diesem Unglücke,
Hätte er getragen keine Perrücke.“

Das zahlreich anwesende Publicum brach in ein lautes langanhaltendes Gelächter aus, der Friedensrichter aber konnte keine Beleidigung in dem Schilde des Coiffeurs gegen das Schild des Perrückenmachers finden und sprach den Beklagten frei.

(Eine seltsame Monomanie.) Vor einiger Zeit erschien vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris ein gewisser Burnier, weil er einen gewissen Lombard gewürgt hatte. Burnier fürchtete nämlich, wenn er einmal sterbe, begraben zu werden, ohne daß seinem Sarge Leidtragende folgen. Um diesem seiner Ansicht nach größten Unglücke für einen Todten zuvorzukommen, trägt er ein Büchelchen bei sich, auf dessen erster Seite geschrieben steht: „ich verpflichte mich bei meiner Ehre, dem Leichenbegängnisse des Herrn Burnier beizuwohnen, wenn wir das Unglück haben, denselben zu verlieren; Burnier seiner Seite macht sich verbindlich meinem Sarge zu folgen, im Fall ich vor ihm sterben sollte.“ Mit diesem Büchelchen ging er dann zu allen seinen Bekannten und ersuchte sie, diese Verpflichtung zu unterzeichnen; war er irgend wo zu Tische, so legte er den Gästen nach dem Dessert gewiß sein Büchelchen vor etc. So kam er auch zu dem erwähnten Lombard, mit welchem er am Tage vorher in einem Kaffeehause zum erstenmale gesprochen hatte und ersuchte denselben um Unterzeichnung. Dieser aber erklärte, er sei alt und es sei höchst unwahrscheinlich, daß Burnier vor ihm sterben könne und überhaupt unterschreibe er keine solche lächerliche Verpflichtung. Darüber erzürnte sich Burnier so sehr, daß es von Worten zu Thätlichkeiten kam und er den alten Lombard an der Kehle packte. Die Sache kam zur Klage, wie erwähnt und Burnier mußte 150 Frs. Strafe, so wie die Kosten bezahlen.

Als er aus dem Gerichtssaale fortging, zog er sein Büchelchen aus der Tasche, legte es dem Actuar vor und ersuchte denselben, er möge sich doch auch mit unterschreiben. Da dieser sich lächelnd weigerte, so entfernte sich Burnier achselzuckend.

(Ein Mißverständnis.) Im Theater in Paris glaubte A. S., ein Journalist, zu bemerken, daß ein anderer Journalist G. mit zu auffällender Aufmerksamkeit eine der hübschen Damen in seiner Loge betrachte. Das Stück begann und S. glaubte, diese impertinente Bewunderung würde aufhören, sobald der Vorhang aufgezogen worden; aber die beiden Augen des Herrn G. blieben fortwährend auf die unglückliche junge Dame gefesselt, welche anfang die Fassung zu verlieren. Ihre Verlegenheit entsagte S. nicht, der seinem Nachbar einen wüthenden Blick zuwarf, ohne indeß etwas damit auszurichten und den Gegner einzuschüchtern. Es begann eine stumme aber beredte Betrachtung, bei welcher die flammenden Blicke einander begegneten, beleidigten, herausforderten und eben so viel sagend waren als die kräftigste Rede. S. wurde der Sache zuerst überdrüssig; er senkte das Auge, er war besiegt. Wie ein Löwe stürzte er aus der Loge hinaus, eilte zu der des G. und klopfte heftig an. G. öffnete ihm selbst, hatte aber die Thüre kaum aufgemacht, als er eine Ohrfeige erhielt. Man begab sich sofort an einen bestimmten Ort, um mit Blut die Sache auszugleichen. Die Zeugen, Freunde der beiden Gegner, waren in großer Verlegenheit; G. versicherte, er habe fortwährend auf die Bühne gesehen, während S. seiner Seits das Gegentheil behauptete und sich auf das Zeugniß der Dame berief, die von G. so auffallend angesehen worden war. Die Beleidigung, die G. erhalten, machte indeß jede Erklärung nutzlos.

Die Pistolen wurden geladen und die Gegner zwanzig Schritte von einander aufgestellt.

G. schoss zuerst, traf aber nicht. S. warf sein Pistol weg, reichte G. die Hand, entschuldigte sich und sagte, er gestehe gern sein Unrecht ein.

Während G. zielte, hatte nämlich S. bemerkt, daß jener so ungeheuer schielte.

(Die Rahe und die Schwalben.) Ein Windstoß warf ein Schwalbennest von einem Hause herunter, erzählt eine englische Zeitung. Die Jungen darin wurden aufgehoben und in eine hölzerne Schüssel gesetzt, die man in ein Fenster stellte. Nur eine dieser jungen Schwalben fehlte und man fand sie erst eine Stunde später in einer gefährlichen Lage auf einem Rasenplatze hinter dem Hause. Eine Rahe hatte sich den armen Vogel zur Beute ausgesucht und würde ihn auch sofort verzehret haben, wären nicht alle Schwalben aus der Nähe zur Vertheidigung der Jungen herbeigekommen. Sie schossen schreiend in Duzenden ganz dicht über die Rahe hin und stießen sie mit den Schnäbeln, so daß sie sich nach einiger Zeit wirklich genöthiget sah, vor dem geflügelten Feinde den Rückzug anzutreten.

(Ein reisender Priester in Mexico.) Einen sonderbaren Aufzug bildet in Mexico ein Priester auf Reisen, wenn er sich auch nur, etwa um Messe zu lesen, auf eines seiner Filiale begiebt. Im vollen mexicanischen Reitercostume prangt der Weltgeistliche, der Mönch meist in seinem Ornat, auf dem Maulthiere.

Pferde reiten die Geistlichen nicht häufig. Ihm voran zieht ein bewaffneter, ebenfalls berittener Diener. Die Köchin folgt ihm, ebenfalls hoch zu Ross. Nach dieser kommt, von einem Manne zu Fuß geführt, das mit den Feldbetten, Matrasen, Kissen und Decken hoch beladene Maulthier. Mehrere Bursche, theils leer, theils mit allerlei Lebensmitteln beladen, schließen den Zug. Meist der Pfarrer, um ein kirchliches Fest zu begehen oder um Messe zu lesen, nach einem Filial, so ist man dort von seiner Ankunft zuvor unterrichtet und man hat Wachen ausgestellt. Sobald diese den Zug erblicken, geben sie ein Zeichen, damit das Glockengeläute beginne, mit dem der Geistliche stets empfangen wird. Alles eilt dann herbei, um ihn demuthsvoll zu begrüßen und ihm die Hand zu küssen.

(Hummern in Norwegen.) Man fängt jährlich in Norwegen ungefähr 300,000 Stück Hummern, die meist versendet werden. Weil sie in dem Behältnisse, in welchem man sie dabei aufbewahrt, mit einander heftig kämpfen, so pflegt man ihnen die Scheeren zu beschneiden. In England ist ein solches Beschneiden durch das Gesetz verboten.

(Amerikanisches Recht.) Im Staate New Jersey wurden in früherer Zeit die Pferde so hoch geschätzt, daß man Pferde diebstahl mit dem Tode bestrafte, die Tödtung eines Menschen aber nur als ein geringeres Verbrechen ansah. Vor einigen Jahren nun wurde ein Mann wegen Todtschlags und Pferde diebstahls processirt und desselben fast überführt, da er aber ein sehr beliebter Mann war, so fand man ihn nur des Todtschlags schuldig und statt gehangen zu werden, wurde er bloß eingesperrt.

(Neue Erfindung.) Es ist neuerlich eine sehr hübsche Vorrichtung zum Aufhängen der Gemälde erfunden worden, die viele große Vorzüge hat. Es ist eine Art Simms, an welchem elegante Ketten angebracht werden, die sich bequem nach rechts und links schieben lassen. An diesen Ketten hängt man die Gemälde auf eine sehr einfache Weise, so daß es möglich ist, sie in einem Augenblicke wegzunehmen oder ihnen auch beliebig eine andere Richtung zu geben, um sie unter verschiedenem Lichte betrachten zu können. Es ist dadurch das Einschlagen von Nägeln ganz beseitiget; die Gemälde können nahe an einander gehangen werden und die Ketten geben dem Zimmer einen neuen Schmuck.

Generalcorrespondenz.

Die prächtige Abtei Fontevraud, der Begräbnisplatz des Richard Löwenherz, ist jetzt in ein Gefängniß verwandelt. —

Jeder Freund der herrlichen Schöpfungen Beethovens wird es mit uns beklagen, daß derselbe nicht bloß in seinem Leben Mangel empfand, sondern daß auch seine Verwandten nach seinem Tode sich in einem Zustande der tiefsten Armuth befinden, — in einem Lande, das man vorzugsweise das Land der Musik nennt.

Als Beethoven 1827 starb, fand man unter seinen Papieren ein Testament, das er während einer gefährlichen Krankheit im Jahre 1802 gemacht hatte. Dieses Testament, das bisher in den Händen der Wittve seines Bruders war, ist jetzt nach England geschickt worden, damit es verkauft werde und der Erlös wenigstens den drückendsten Verhältnissen der Wittve und des Kindes derselben abhelfe. Es befindet sich in den Händen der Herren Cramer u. C. in London. Beethovens Testament, ganz von ihm eigenhändig geschrieben, ist eine kostbare Reliquie. Im Anfange spricht er sich bitter klagend über sein Unglück aus, taub zu sein. Und er schließt mit den Worten: „was Du mir zu Leide gethan haben magst, ist längst vergessen und vergeben. Besonders danke ich Dir, lieber Bruder Karl, für die liebevolle Pflege, die ich bei Dir gefunden habe. Ich hoffe, daß Dein Leben freier sein werde von Sorgen und Noth als es das meinige gewesen ist. Lehre Deine Kinder, die Tugend zu lieben; sie allein, nicht das vergängliche Gold, kann sie glücklich machen. Ich spreche es mit tiefem Gefühle und aus eigener Erfahrung aus; ihre Hand war es, die mich in den Uebeln und Leiden des Lebens aufrecht gehalten hat. Ihrem Einflusse nebst dem meiner Kunst danke ich die Segnung, daß ich meinem Leben nicht durch Selbstmord ein Ende machte. Lebt tugendhaft und liebt Euch unter einander.“ —

Als ein Beispiel von den großen Verlusten, die im Börsenspiele in der letzten Zeit erlitten worden sind, führt man einen jungen Mann in Paris an, der noch vor vierzehn Tagen ein jährliches Einkommen von fünfundzwanzigtausend Francs hatte und vor einigen Tagen seine Uhr verkaufen mußte, um ein Mittagessen zu erhalten. —

Welche Ausdehnung die Dampfschiffahrt auf dem Rheine erhält, geht aus der einzigen Thatsache hervor, daß in den Monaten Juni und Juli ein einziges Dampfboot nicht weniger als 20,000 Reisende beförderte. —

Ein italienischer Schauspieler hat in Bologna, um die Kanageweile der Zwischenakte zu zerstreuen, ein Journal geschaffen, das nicht auf Papier, sondern auf einen wohlschmeckenden Teig gedruckt wird, den der Bäcker in dünne Blätter rollt, auf welche dann geistreiche Artikel mit Schokoladenbrühe geschrieben werden. Das Journal enthält Theaterangelegenheiten, und geht reizend ab. —

Ein französisches Journal schreibt: man hat vor kurzem ein Insect entdeckt, das wehrhaft merkwürdig ist und das man auf den Weiden findet. Der Körper dieses kleinen Thieres giebt einen starken Rosengeruch von sich, der oft so stark ist, daß man ein großes Rosenbouquet zu riechen meint. Man findet es Abends und früh am Anfange der Zweige. Der Geruch allein verräth es oft. (Die Entdeckung ist nicht neu; das Insect, *cerambix moschatus*, ist schon mehrmals beschrieben worden.)

Die Marmorbüste Napoleons von Canova, welche der Prinz Louis Napoleon besaß, wurde kürzlich versteigert und mit funfzehnhundert Thalern bezahlt. —

Meyerbeer beschäftigt sich mit der Composition eines großen

biblischen Oratoriums in drei Abtheilungen und zwar auf besondere Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Preußen. Den Text hat der Hofrath Schilling geliefert. Es soll dies eines der großartigsten Werke dieser Art werden. —

Der Morning Herald, eine Zeitung von Jamaica, kommt wiederholt auf die Entdeckung einer Million Mumien zurück, die man in der Gegend von Durango in Mexico gefunden hat. Die Mumien befinden sich in sitzender Stellung, sind aber mit ägyptischen Bändern, Umhüllungen und Bierarten versehen; man hat dabei einen Dolch von Kiesel, Halsbänder, rosenkranzähnliche Schnüre, wie Elfenbein polirte Knochenstücke, elastische Gewebe, Baumwollenzeuge, Ueberreste von Vipern ic. gefunden. Diese Ruinen aus den ältesten Zeiten beweisen unfehlbar, daß die Vorfahren von Montezuma einst die Ufer des Nils bewohnten. Dazu passen die Entdeckungen der Herren Catherwood und Stephens in der Nähe von Palenque; sie fanden dort eine Statue von 10 F. Höhe, eine andere von 10½ F., ein Monument in der Form eines Obelisken, das mit Hieroglyphen bedeckt ist, oben eine männliche Statue trägt und an der Basis viele Figuren zeigt; ferner eine weibliche Statue von 9 F.; eine Statue, die auf der einen Seite einen Mann, auf der andern eine Frau vorstellt; zwei zierliche behauene Altäre ic. —

Unsere Leserinnen interessieren sich gewiß für die Vermählungsfeierlichkeit einer türkischen Prinzessin und wir erwähnen deshalb den Brautzug, der am 13. August in Constantinopel stattfand. Den Zug eröffnete ein Regiment Lanciers mit Musik, dann folgten die zahllosen Ministerial- und Hofbeamten jeden Ranges, einige hundert Paschas zu Pferde mit ihren Dienerschaften zu Fuß, Alles in reichen, mit Gold und Silber gestickten Kleidern, dann die übrigen Großen des Reiches und nun die Minister einzeln, jeder mit 50 Dienern zu Fuß hinter sich, dann die Religionshäupter zu Pferde, in hellgrünen mit Gold gestickten Talaren, weißen Turbans mit einem schräg um dieselben laufenden massiv goldenen Reifen von 2 Zoll Breite; hierauf 21 sechsspännige europäische Staatswagen mit der Mutter und den Frauen des Sultans, immer vier in einem Wagen; in dem mittelsten Wagen, der leicht der prachvollste, eleganteste und reichste in Europa sein dürfte, befand sich die Neuvermählte; dann 20 vier-spännige Wagen mit den Frauen des verstorbenen Sultans und der Minister. Ein Regiment Lanciers schloß den Zug. Sämmtliche Sultaninnen, die Braut ausgenommen, konnte man genau sehen; es befanden sich viele Schönheiten darunter; die allgemeinste Aufmerksamkeit aber erregte eine Blondine mit langgelocktem Haar. Alle waren mit Juwelen, Perlen und Blumen bedeckt. Pferde und Geschirr, alles europäisch, waren reich und prachvoll; Kutscher, Borreiter und die vier neben jedem Wagen gehenden Lakaien nach europäischem Geschmack in Scharlach mit Goldschürzen, nach Art der Husaren, gekleidet. Außerdem ritten noch an jedem Wagen vier schwarze Eunuchen in goldgestickter Uniform, den Staatsdegen an der Seite. —